

am Sonntagmorgen findet nicht in der Seminar­kirche, sondern in einer Kapelle statt, in der die zwanzig Kursteilnehmer um den Altar stehen und sitzen. Es wird unter beiden Gestalten kommuniziert. Die liturgi­sche Feier vermeidet bewußt jedes Außer­gewöhnliche, damit die Teilnehmer keine Diskrepanz zum Gottesdienst ihrer Gemein­de­kirche empfinden.

Reflexion der Arbeit

Jeder Kurs schließt mit einer kritischen Reflexion der Arbeit. Dabei wird manche positive Anregung eingebracht, die bei späteren Kursen berücksichtigt wird. Das „letzte Wort“ bleibt in jedem Fall dem Kursleiter vorbehalten, der die Arbeitser­gebnisse kurz zusammenfaßt und die Teil­nehmer für die Arbeit in ihren Gemein­den ermuntert.

Nach drei Jahren Erfahrung mit dieser Kursarbeit darf man sagen: „Nicht alle Kurse waren gleich gut gelungen, aber mißlungen ist noch keiner!“ Das ist ein Zeichen der Hoffnung für die Diaspora.

Horst Goldstein

Ein Pastorexperiment in Brasilien — Modell für die Praxis der Kirche bei uns?

Der folgende Erfahrungsbericht soll die Augen schärfen für menschliche Nöte und pastorale Möglichkeiten, die wir bisher vielleicht zu wenig wahrgenommen haben.
red

„Jedwede pastorale Initiative muß von der Wirklichkeit ausgehen, in der das Volk lebt. Wenn eine der am deutlichsten an den Rand von Gesellschaft und Kirche gedrängten Klassen, die — in Brasilien — die Fischer nun einmal sind, mit den traditionellen Methoden der Seelsorge bisher nicht erreicht wurde, dann war das ein Zeichen dafür, daß wir als Träger der Pa­storal unsere Haltung ändern mußten. Wir

mußten gleichsam abtakeln, d. h. auf die Fischer unvoreingenommen zugehen, ohne im Hinterkopf gleich vorfabrizierte Ideen und Projekte zu haben. Es war notwen­dig, erst einmal die unbeschönigte Wirk­lichkeit dieser Menschen des Meeres zu erfahren. Es galt, vor allem ihre Werte, die bei ihnen verborgenen ‚Samenkörner des Wortes‘ zu entdecken, um von dort aus einen Weg zur Bewußtseinsbildung und Evangelisierung zu entwerfen“. Mit diesen Worten umreißt der deutsche Franziskaner Alfred Schnüttgen die Konzeption eines Pastorexperiments, das er unter den Fi­schern von Olinda im Nordosten Brasiliens seit 1968 durchführt¹.

I. Das Experiment in Olinda

1. Die vorgefundene Wirklichkeit

Die Mehrzahl der Fischer benutzt das für die nordöstliche Region Brasiliens charak­teristische Floß. Dieses ist aber, wie auch die notwendigen Gerätschaften, häufig nicht Eigentum der Fischer, sondern gehört einem „Reeder“, an den als Mietentgelt je­weils die Hälfte des Fangs abgeführt wer­den muß. Um drei Uhr früh beginnt die Arbeit. Während einige in der Nähe der Küste bleiben, fahren andere hinaus aufs offene Meer. Nach einem Arbeitstag von zwölf und mehr Stunden kommen sie zwi­schen 15.00 und 17.00 Uhr erschöpft zurück. Da die Fischer die ihnen verbleibende Hälfte des Fangertrages im allgemeinen nicht direkt, sondern über einen Zwischen­händler verkaufen, übersteigt ihr monat­liches Einkommen — in guten Zeiten! — kaum den gesetzlich festgesetzten Mindest­lohn (umgerechnet etwa DM 110,—). In schlechteren Zeiten erreichen sie nicht sel­ten kaum DM 35,—. Über die totale Ab­hängigkeit von „Reedern“ und Zwischen­händlern hinaus machen Unterernährung, miserable Wohnverhältnisse, fehlende Hy­giene, Analphabetismus und Alkoholismus jedes menschenwürdige Leben unmöglich. Das ganze Leben des Fischers ist in eine

¹ „Fischer auf dem Weg ihrer Förderung und Befreiung“ ist der Titel eines ausführlichen Be­richtes über diese Initiative. Anzufordern beim Institut für Brasilienkunde e. V., Sunderstr. 15, D 4532 Mettingen.

fatalistische Mentalität eingetaucht. Ob er Köder findet für seine Fangzüge oder nicht, ob die Produktion gut ist oder schlecht, ob das Wetter für die Fischerei günstig ist oder nicht, ob der Preis für den Fisch niedrig bleibt, während andere Waren unentwegt teurer werden, ob die zuständigen Behörden ihnen behilflich sind oder ob „Reeder“ und Zwischenhändler getroffene Vereinbarungen halten: alles geschieht scheinbar, wie Gott es will. Selbst halten sie sich für unfähig, auch nur die geringste Initiative zu ergreifen, die über die alltägliche Fischereiarbeit hinausgeht. Alle Einzelheiten im Leben des Fischers werden von einer höheren, natürlichen oder übernatürlichen Macht bestimmt.

Da der Fischer sich als Spielball dieser unfaßbaren Macht versteht, hat er einen Begriff von „Mannsein“ entwickelt, mittels dessen er sich gegenüber der Frau als Herr und Herrscher versteht und seine fatalistische Hilflosigkeit gegenüber der Natur kompensiert. Ein Mann ist nur dann wirklich Mann, wenn er stark, herrisch, einschüchternd und streitsüchtig ist: ein männlicher Sexprotz, gegenüber dem die Frau wie auch ein schwächerer Mann überhaupt kein Recht hat.

Verbunden mit dieser Vorstellung von Männlichkeit ist der Freiheitsbegriff der Fischer. Anders als auf See, wo sie sich in der Unterordnung unter den erfahrenen Meister der unberechenbaren Macht der Natur ausliefern, halten sie sich an Land für absolut frei, besser gesagt: gebärden sie sich wie losgelassene Hunde. Jeder lebt sein Leben, wie es ihm gefällt. Niemals würde ein Fischer an Land eine Anweisung für sein Leben von irgendjemandem annehmen. Die angebliche Freiheit der Fischer kommt der Zügellosigkeit gleich.

Was die Religiosität dieser Menschen angeht, so ist zunächst festzuhalten, daß sie — im Gegensatz zu uns modernen Mitteleuropäern — nicht säkularisiert sind. Die Welt und ihre Zusammenhänge werden mythologisch verstanden. Auch ihre Religiosität, die kaum in konkreten Riten zum Ausdruck kommt, wird durch ihre fatalistische Grundhaltung bestimmt. Der Gott,

an den sie glauben, trägt vor allem die Züge unberechenbarer Naturmächte, denen man ausgeliefert ist, die man nicht lieben kann, mit denen man aber fertig werden muß. So sagte ein Fischer: „Wenn ich beim Fischen bin und spüre, daß ich einen großen Fisch an der Angel habe, mache ich das Kreuzzeichen, damit Gott mir auch den Fisch gibt. Aber wenn es nur ein kleiner Fisch ist, mach' ich das Kreuzzeichen eben nicht“.

2. Entdeckung von Werten

Aufgabe einer ver-antwort-lichen Pastoral, die auf ganzheitliche menschliche Förderung und gemeinschaftsbezogene Befreiung abzielt, ist es, auch in diesem augenscheinlich negativen Gesamtbild positive Werte zu entdecken, sie zu pflegen und zu entwickeln. In Olinda galt es, von Werten des Evangeliums auszugehen, die die Fischer unbewußt schon lebten. Nach und nach gelang es, in vielen der Negativpunkte einen positiven Kern auszumachen. So schließt zum Beispiel das teils zügellose Verlangen nach angeblicher Freiheit den großen Wunsch nach Befreiung von Händlern und „Reedern“ ein. Mit eigenen Booten könnten die Fischer der Ausbeutung entfliehen. Trotz aller erlittenen Enttäuschungen bleibt noch immer der Wunsch nach größerer Sicherheit angesichts von Zukunft und Krankheit. Obwohl ein großer Teil der Fischer keine Lust verspürt, gegenüber den Kameraden irgendwelche Verpflichtungen zu übernehmen, ist häufig doch zu beobachten, wie sie gemeinsam Kranken und Alten spontan helfen. Manchmal wächst eine solche Hilfe sogar bis hin zu der Fähigkeit, sich den Kollegen in Solidarität ganz zu überantworten.

3. Entstehung einer Basisgemeinschaft

Schon 1968 hatte einer der Fischer mit seinem Zwischenhändler ernsthafte Auseinandersetzungen gehabt. Er sagte sich von ihm los und begann, seine Fische direkt an den Verbraucher zu verkaufen. Von Pater Schnüttgen ermutigt, schlossen sich ihm einige andere Fischer an und beauftragten ihn, auch den Verkauf ihrer Fische zu übernehmen. Unter bewußter Vermei-

dung jeder Form von Paternalismus gelang es dem Franziskaner, die Fischer zur Gründung einer „Gesellschaft für gegenseitige Hilfe“ zu motivieren. Ohne Hilfe von außen, aber unter großen persönlichen Opfern konnte die Gesellschaft Ende 1969 sieben Fischereiflöße erwerben und 1971 sogar ein Motorboot. 1972 errichtete sie ein modernes Fischgeschäft mit Gefrierraum und großer Kühltheke. Im darauffolgenden Jahr 1973 wurden für vier Fischerfamilien Wohnhäuser aus Backstein gebaut. Heute zählt die Gesellschaft dreizehn Genossen, die zusammen mit ihren Familien eine Basisgemeinschaft bilden. Daß hier von Basisgemeinschaft die Rede ist, hat seinen spezifischen Grund: Die Gemeinschaft konstituiert sich nämlich aus jenem Teil der Bevölkerung, welcher bisher des Besitzes, der Macht und des Wissens beraubt war². Man könnte auch anders formulieren: Die Gemeinschaft versteht sich von dem Versuch her, die Grundbedürfnisse von Menschen zu befriedigen. In ihr bemühen sich Menschen, zum Bewußtsein ihrer selbst zu gelangen, Solidarität und Gemeinschaft zu praktizieren und gemeinsam die sie bedrückenden wirtschaftlichen und humanitären Probleme zu lösen.

4. Evangelisierung

In Olinda versteht man das Bemühen, die Fischer aus Vereinzelung und Lethargie aufzuwecken, selbst schon als ein Stück Evangelisierung. Auf sich selbst geworfene Isolierung und entmenschlichender Fatalismus sind als Ergebnis von persönlichem und strukturellem Egoismus Folgen der Sünde. Ein erster Schritt von Evangelisierung besteht also darin, daß Menschen, denen das Bewußtsein ihrer Würde als Mensch geraubt wurde, ihre Entfremdung erfahrbar gemacht und als Konkretion von Sünde zu verstehen gegeben wird. In einem zweiten Schritt geht es um Ermöglichung von Bewußtsein, Hoffnung, Freiheit und Gemeinschaft. Dies hat jedoch so zu geschehen, daß Bewußtsein, Hoffnung, Freiheit und Gemeinschaft als Geschenk erfahren werden. Ein Geschenk erinnert

² Vgl. Roger Garaudy, Die „Basis“ im Marxismus und im Christentum, in: Concilium 11 (1975) 249–256, hier: 249.

an den Schenker. Darüberhinaus muß die Botschaft des Evangeliums aber noch ausdrücklicher gemacht werden. Wie Jesus bei seiner Verkündigung stets von konkreten Begebenheiten im Leben seiner jüdischen Zuhörer ausging, so versucht Pater Schnüttgen auch immer wieder, Ereignisse in Leben und Kampf der Fischer zum Ausgangspunkt zu nehmen. Er will ihnen zeigen, daß sie die Botschaft Jesu Christi ja schon — ansatzweise — leben: im Einsatz für die anderen, im Pflichtbewußtsein gegenüber den Kollegen, in der Mitverantwortung, in gegenseitiger Hilfe und Dienstbereitschaft.

II. Impulse für die Praxis der Kirche bei uns?

Lassen sich dem beschriebenen brasilianischen Pastorexperiment Anregungen für die Praxis der Kirche (mit Randgruppen) bei uns entnehmen? Bei aller Unterschiedlichkeit zwischen den sozialen Problemen des brasilianischen Nordostens und den gesellschaftlichen und religiösen Bedingungen in deutschsprachigen Ländern gibt es eine Reihe von Punkten, in denen wir uns von dem Projekt in Olinda inspirieren lassen können.

1. Der situative Ansatz von der Basis der menschlichen Lebensbedürfnisse her

Während Pater Schnüttgen mit aller Konsequenz den Einstieg für Kontakte und Gespräche mit seiner Zielgruppe in deren wirtschaftlicher Situation sucht, scheint es unserer Kirche an der notwendigen Phantasie und der inneren Freiheit gegenüber ihrer Dogmatik zu mangeln, um sich auf die spezifischen Bedürfnisse bestimmter Gruppen einzulassen: Arbeiterschaft, Behinderte (man denke nur an das Problem der Sexualität von Behinderten), Familien mit Sonderschulkindern, Gastarbeiter, Obdachlose, junge Menschen, Arbeitslose, Intellektuelle, politisch links von der sogenannten Mitte Engagierte, Künstler . . .

2. „Generative Themen“

Der Methode des brasilianischen Pädagogen Paulo Freire ist der Begriff „Gene-

ratives Thema“ entlehnt³. Freire geht davon aus, daß Menschen in gesellschaftlichen „Grenzsituationen“ leben, in denen sie ihre Existenz als vom Nicht-Sein verschleiert erfahren. Es gilt, die Menschen zum Bewußtsein gelangen zu lassen, daß dies keine fatalistisch hinzunehmende Tatsache ist, sondern eine Bedrohung darstellt, jenseits derer aber unerprobte Möglichkeiten liegen. Die Grenzsituation muß deshalb durch bewußtseinsbildende „grenzüberschreitende Akte“ erschlossen werden. Dazu müssen Themen erarbeitet werden, die das Bedrohende dieser Situation ganzheitlich erfassen. Freire nennt solche Themen menschlicher Betroffenheit „generativ“, weil in der Diskussion über sie weitere Themen „erzeugt“ werden. Diese eröffnen letztlich das gesamte Erfahrungs- und Begriffsuniversum der Menschen. Dieses wird — und das ist entscheidend — weithin als mythologisch unantastbar angesehen. In der Auseinandersetzung mit diesen erfahrungsgeladenen Einzelbegriffen wird nun — so Freire — die Unantastbarkeit entzaubert. Begriff und Wirklichkeit von Freiheit werden vorbereitet und verständlich gemacht. Während in Olinda offensichtlich Abhängigkeit solch ein „generatives Thema“ ausmacht, das den gesamten Horizont der Fischer in Dunkel hält, müßten die Träger der Pastoral bei uns sich angesichts jeder Zielgruppe neu fragen, welches denn hier ein derartiges „generatives Thema“ sei. Eine Bildungsurlaubsveranstaltung mit Arbeiterfamilien, die Kinder in die Sonderschule schicken, hat gelehrt, daß für diese Menschen das Problem Sonderschule das „generative Thema“ ausmacht⁴. Ohne ein Bemühen um die Aufschlüsselung des begrifflichen Universums einer Zielgruppe darf man von einer pastoralen Arbeit mit ihr nur wenig erhoffen.

3. Transparentmachen von Haltungen

In der „Grenzsituation“ entfremdender Abhängigkeit versucht man in Olinda, be-

stimmte Haltungen der Fischer — wie Hilfsbereitschaft und Einstehen für die anderen — auf einen sie umgreifenden, übersteigenden und ermöglichenden Horizont zu durchleuchten. Im Tun des Fischers, der sich selbst hintansetzt, wird die Passion Jesu Christi transparent. Die (immanenten) Verhaltensweisen der Fischer werden damit zu elementaren Symbolen, ja Sakramenten einer (transzendenten) göttlichen Wirklichkeit. Wirtschaftliche und gesellschaftliche Befreiung (Immanenz) wird zum Anzeichen (Transparenz) der endzeitlichen Befreiung (Transzendenz)⁵. Es soll hier nicht behauptet werden, bei uns in einer mehr oder minder säkularisierten Umgebung sei dies in derselben Weise möglich wie in Brasilien. Bei uns wird man nicht so unmittelbar auf Gott und Jesus Christus verweisen können. Es muß aber möglich sein, die Immanenz der Dinge fragend anzugehen und Sehnsucht nach etwas ganz anderem, nach Transzendenz zu wecken.

4. Eine mäeutische Evangelisierung

Mit dem Konzilsdekret „Ad Gentes“ über die missionarische Tätigkeit der Kirche spricht Alfred Schnüttgen von den „Samenkörnern des Wortes“ (Nr. 11) bei den Fischern. Er sucht nach positiven Werten in einem allem Anschein nach negativ anmutenden Szenarium. Diese legt er frei, hebt sie, verstärkt sie positiv und macht sie zu Instrumenten der Selbstfindung der Fischer. Mehr noch: Er versteht sie als Ansätze eines Lebens nach dem Evangelium, zu dessen voller Entfaltung er die Menschen hinführen will. Diese mäeutische, induktive Evangelisierung unterscheidet sich wesentlich von jener Art, in der man hierzulande von kirchlicher Seite gern den (suchenden) Gesprächspartner mit einem Kompendium christologischer Dogmen konfrontiert.

5. Mitmenschlichkeit vor Verkündigung

Bei der Arbeit mit den Fischern gilt die Prioritätenfolge: Mitmenschlichkeit, Ver-

⁵ Zum Verhältnis Immanenz — Transparenz — Transzendenz vgl.: *Leonardo Boff*, Kleine Sakramentenlehre (aus dem Portugiesischen von *Horst Goldstein*), Düsseldorf 1976.

³ Vgl. *Paulo Freire*, Pädagogik der Unterdrückten, Stuttgart 1970, 16. 64. 106. 113.

⁴ Über den Modellversuch Bildungsurlaub für Arbeiterfamilien mit Sonderschulkindern berichtet eine Nummer der Zeitschrift „Materialien zur politischen Bildung“, Luchterhand Neuwied.

kündigung, Gottesdienst. Im Einleitungsfaszikel des „Pastorale“: „Die Heilssendung der Kirche in der Gegenwart“, lautet die Rangordnung der Prioritäten dagegen: Verkündigung des Wortes, Vollzug der Sakramente und Dienst helfender Liebe⁶. In der Situation in Olinda — wie mancherorts auch bei uns — kann ein pastorales Gespräch jedoch nur dann zustandekommen, wenn der Mensch zunächst mit seinen gesellschaftlichen Nöten ernst genommen wird⁷.

6. Von der Apathie zur Hoffnung

Menschen, die bisher in fatalistischer Dunkelheit dahinvegetierten und keine Zukunft sahen, wird das Licht einer neuen Hoffnung gesteckt: Das Leben wird menschenwürdig. Der Franziskaner versteht es, diese Hoffnung als geschenkte zu verdeutlichen. Woher sollten Menschen, die sich bisher nur als Unterdrückte und Ausgebeutete erfahren haben, Hoffnung nehmen, wenn nicht von dem, der die Spirale von Gewalt und Unterdrückung nicht nur nicht weiterdreht, sondern ad absurdum führt, indem er sich für Menschen, und zwar für alle Menschen gleichermaßen, hinrichten läßt? Gerade bei uns, da Resignation und Angst allenthalben paralyisierend um sich greifen, was tut da mehr not als die christliche Rede von der Hoffnung?

7. Das elementare Gemeinschaftserlebnis
Charakteristisch für das Experiment in Olinda ist das Bemühen um Überwindung von Isolation und um Erleben von Gemeinschaft. Allein ist der Fischer der Willkür von „Reedern“ und Zwischenhändlern ebenso wie der unberechenbaren Gewalt der Natur ausgeliefert. Deshalb ist es für ihn eine Frage von Leben oder Tod, ob er sich in die Gemeinschaft begibt. Doch ist dies nicht einfach eine Zweckgemeinschaft, sondern eine Lebensgemeinschaft, in der Vereinzelung aufgehoben und Kommunikation gefördert wird. Aber auch hier weiß der

⁶ Walter Kasper — Karl Lehmann, Die Heilssendung der Kirche (Pastorale, Einleitungsfaszikel), Mainz 1970, 69.

⁷ Vgl. Franzwalter Nieten, Gemeinde in der Auseinandersetzung mit Profitopolis, in: Dialektika 4 (1973) 256—262, näherhin 259.

Priester zu verdeutlichen, daß dies eine geschenkte Gemeinschaft ist. Stehen wir hier nicht vor Bausteinen der Kirche Jesu Christi?

Jochen Garstecki

Die Last der Propheten

Bußgottesdienst im Advent

Der folgende Bußgottesdienst wurde (mit Ausnahme des Textes nach dem Schuldbekenntnis) am 2. Adventsonntag 1976 in der Propsteikirche in Magdeburg gehalten. Er geht auf eine Meditation von N. Lohfink zurück und versucht, das Gewissen der Gemeinden wachzurütteln und sie hellhöriger für die jeweils unbequeme Botschaft der Propheten zu machen. red*

Eröffnung

Priester: Im Namen des Vaters ...

Alle: Amen.

Priester: Ich freue mich, daß Sie der Einladung zu diesem Bußgottesdienst gefolgt sind, und ich möchte Sie in dieser späten Abendstunde herzlich begrüßen.

Der Herr sei mit Euch.

Alle: Und mit Deinem Geiste.

Priester: Unser adventlicher Bußgottesdienst steht unter dem Thema „Die Last der Propheten“.

Propheten sind adventliche Gestalten. Sie sind Kündiger des Kommenden — sei es Heil oder Unheil. Gott spricht durch seine Propheten zu den Menschen, damit die Menschen es hören und sich ändern. Das war nicht nur zur Zeit des Alten Testaments so. Zu allen Zeiten hat es in der Geschichte Propheten gegeben — einzelne, die offen waren für den Anruf Gottes in der Zeit und durch deren Mund Gott zu den Menschen gesprochen hat. Nicht immer wurden sie gehört. Oft waren sie unbequem und wurden verkannt. Dennoch hatten sie alles, was einen Menschen zum Propheten macht: eine Berufung, eine Botschaft, eine oftmals gefährliche Erinnerung an die Über-

* Vgl. Orientierung 38 (1974) 250—253.